

Nr. 238 Bydgoszcz / Bromberg, 18. Oktober 1938

Ein Mann, ein Schiff, ein Mädchen

Roman von Hans Langkow.

(18. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Es war in einem halb sorgenvollen, halb humorvollen Ton gesprochen worden.

Lossy Light sah ihn besorgt an. „Wie gerne möchte ich Ihnen helfen, Mister Hawkins“, sagte sie leise, „wenn ich nur klug aus Ihnen würde. Manchmal, wenn wir so allein sind, dann sind Sie so nett und menschlich, und dann wieder sind Sie so unheimlich, so gefährlich, so — als ob Sie eine Maske trügen.“

Der Weidereiter lächelte düster.

„Kleines, kluges Mädel“, lächelte er sanft, „auch das geht eines Tages vorbei. Vielleicht ist dieser Tag nicht mehr fern. Bis dahin müssen Sie weiter Vertrauen haben. Werden Sie geduldig sein, kleines Fräulein?“

Lossy Light sah ihn sekundenlang prüfend an.

„Ja!“ sagte sie dann klar und mit einem tiefen Atemzug. „Ja!“

Der Gesichtsausdruck des Weidereiters veränderte sich jäh.

„Achtung“, wisperte er, „Peaser kommt.“

In der Tat latschte Tippy Peaser, die Hände in den Hosentaschen seines nachlässig sitzenden Anzuges, auf die beiden zu.

Ohne Hawkins auch nur zu beachten, blieb er vor Lossy Light stehen.

„Sie sollen zum Chef kommen, Mädchen“, sagte er mit der ihm eigenen Unverschämtheit“, er läßt Ihnen sagen, Sie sollen sich daran erinnern, was er von Ihrem Verhalten gegenüber den Leuten der Farm gesagt hat. Ich meine auch, reitende Sekretärinnen sind nicht sehr brauchbar. Entweder Schreibmaschine oder Pferd, verstanden, Mädchen?“

Lossy Light fuhr empört auf.

Aber der Weidereiter schob sie sanft beiseite.

„Gehen Sie, Miß Light, wenn Mister Coxton Sie zu sehen wünscht.“

Sie ging gehorsam und mit einem dankbaren Kopfnicken über die Koppel, der Veranda entgegen.

Auch Peaser wandte sich zum Gehen. Aber ein Ruf des Vormannes ließ ihn wieder herumschnellen und stehen bleiben.

„He, Sie Schmachtjüngling, einen Augenblick mal!“ Mit langen Schritten kam Hawkins auf den Chikagoer zu. In dessen blassen Gesicht lag Wut.

„Was erlauben Sie sich! Wie reden Sie mit mir?“ fauchte er.

Hawkins musterte ihn von oben bis unten.

„Ich spreche nur mit Ihnen, wie Sie eben mit Miß Light gesprochen haben. Miß Light, verstehen Sie genau. Wir sind hier nicht in irgend einer Kaschemme der Chikagoer Ostseite, wo es üblich sein mag, jede Frau mit „Mädchen“ anzurufen, verstanden, Mister Rumschleicher?“

Peasers Gesichtsfarbe spielte jetzt ins Grünliche. Ein tückischer Ausdruck kam in seinen Blick.

Hawkins beobachtete ihn mit einer kühlen Gelassenheit eines Raubtierbändigers, der seine Bestien kennt.

„Die Quittung!“ hörbar fast zischte es Peaser. Blitzschnell fuhr seine Hand hoch und nach dem Innern des Rockes.

Aber Hawkins war schneller.

Seine Hand umklammerte den gehobenen Unterarm des anderen mit eisernem Griff.

„Das wollte ich nur wissen, Peaser“, sagte er gelassen, „Hand runter! Ist es nicht ein wenig unbequem das Schießeisen unter der Achsel zu tragen? Chikagoer Methode! Ich bin im Bilde, Söhnchen.“

„Und ich bin über dich im Bilde“, gab der Chikagoer in ohnmächtiger Wut zurück.

„Dann passen Sie nur auf, Peaser, daß das Bild Ihnen nicht eines Tages auf den Kopf fällt und Sie erschlägt. Das ist die eine Sache. Die andere — Sie wissen nun hoffentlich, wie man mit anständigen Frauen spricht. Es ist zwar eine neue Erfahrung für Sie, Peaser, aber der Mensch soll sich immer bemühen, dazu zu lernen. Nun gehen Sie — Sie wissen ja, wie Ihr Chef über den Umgang mit den Farmleuten denkt. Sonst könnte er gar meinen, wir schlössen hier auf fröhlicher Weide Blutsbrüderschaft.“

Manchmal hatte Mister Hawkins eine für einen Weidereiter sehr merkwürdige Ausdrucksweise. Peaser überhörte den blutigen Hohn dieser Worte.

Schweigend, mit verbissener Wut, stapfte er von dannen.

Hawkins sah ihm einen Augenblick grinsend nach, dann trat ein nachdenklicher Zug in sein Gesicht. Er ging zu der Stelle der Fenz hinüber, wo nach westlichem Brauch einige gesattelte Pferde jederzeit bereitstanden.

Einige Minuten später trabte er in Richtung Middletown ab.

In einer Seitenstraße dieses kleinen Städtchens lag die Herberge „Zur traurigen Krähe“. Es war ein bezeichnender Ausdruck für diese Bretterbude mit ihren Schuppen, die zum Übernachten dienten, und dem einfachen prunklosen Schankraum mit den schlichten Holzbänken und roh behauenen Tischen. Aber es war gemütlich hier. Der Wirt, Old Buck, ein ehemaliger Weidereiter, war eine ehrliche Haut. Weidereiter waren es auch, die er hauptsächlich zu Gästen hatte.

Einst in ruhigen Tagen war hier das Stammlokal der alten Weidereiter der Bruckfarm gewesen. Aber auch am heutigen Tage saßen einige von ihnen im Schankraum. Sie hockten in einer Gruppe zusammen. Lauter und aufgeregter war die Unterhaltung als sonst.

Denn einer saß unter ihnen, den sie schon aufgegeben hatten: ihr alter Vormann Randers, den seinerzeit eine

heimtückische Kugel bei der Verfolgung von Pferdedieben niedergestreckt und den Miß Evelyne ten Schaulen dann, trotzdem er im Krankenhaus lag, entlassen hatte. Blaß und immer noch nicht ganz der Alte saß er unter den Männern.

„Wenn ich nur den Strolch rauskriegen könnte, der mir das Blei in den Balg pumpte", knurrte er gerade, „der könnte was erleben."

Einer der Weidereiter zuckte die Achseln.

„Wäre genau so, als ob du eine Nadel in einem Heuhaufen suchtest, Randers. Sind nichts als Strolche, die da heute als Weidereiter auf der Bruckfarm arbeiten. Es kann einem in der Seele leid tun, wie die wirtschaften. Einen Teil der Landarbeiter hat die Miß auch schon rausgeworfen."

„Der Schlimmste soll mein Nachfolger sein!" brummte der ehemalige Vormann, „selbst im Krankenhaus habe ich es gehört. Ein Zwei-Revolver-Mann Hawkins."

Die alten Weidereiter nickten.

„Man müßte die Brüder aufhängen allesamt!" brummte ein anderer. Es lag etwas ganz besonderes in dem Ton.

Die Tür knarrte, Sporen klirrten. Ein Mann trat ein. Die Blicke der Weidereiter wurden hart und gefährlich.

Der neue Gast war Tom Hawkins.

„Whisky!" befahl er ruhig dem Wirt.

Old Buck rührte sich nicht von seinem Sitz. Hände tasteten nach Revolverkolben. Einer wickelte wie in Gedanken sein Lasso los, den er um den Gürtel trug.

Tom Hawkins sah es mit Ruhe.

„Gerade keine feierliche Stimmung hier, he?" fragte er gelassen.

Das schlug dem Faß den Boden aus.

Im Nu richteten sich mehrere Mündungen auf ihn.

„Hoch die Hände, Hawkins!" befahl Randers.

Der Weidereiter tat es gelassen.

„Ihr seid die sonderbarste Bande, die mir je begegnet ist. Ich bringe euch Arbeit und ihr wollt mich totschießen."

„Wir verzichten auf deine Arbeit!" rief einer wütend.

„Das wird sich finden! Hört mal her!" Hawkins trat an den Tisch heran. Keiner schoß.

„Ich habe euch ein Angebot zu machen, Männer!" klang Hawkins ruhige Stimme durch die Stille, „aber ihr müßt mich anhören. Roll deinen Lasso auf, du da, aufhängen könnt ihr mich nachher immer noch."

*

Vierundzwanzig Stunden später erlebte Coxton eine Überraschung.

In der Mainstreet von Middletown war er gerade vor der Post mit Sheriff Riddle zusammengetroffen.

Der Texaner war nicht gerade der besten Laune.

„Was ist jetzt eigentlich auf der Bruckfarm los? Man hört nichts Gutes. Ich hätte große Lust, da mal aufzuräumen. Aber Miß ten Schaulen scheint kein Bedürfnis nach dem Sheriff zu haben, trotzdem man von Schießereien und Viehdiebstählen spricht."

Coxton lächelte gezwungen.

„Man erzählt viel, Mister Riddle, aber meist ist nur die Hälfte davon wahr! Außerdem, die paar Stück Vieh, die da mal gelegentlich verschwinden, das zählt doch kaum für die Bruckfarm."

Der Sheriff verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

„Im ganzen County erzählt man anders, Mister Coxton. Aber Sie müssen es wahrscheinlich besser wissen, wo Sie jetzt sozusagen in Vertretung von Miß ten Schaulen handeln."

War das Spott? Coxton sah in ein unbewegliches Gesicht.

„Überhaupt haben Sie da jetzt einen Haufen Burschen, der mir nicht gefällt, Coxton. Diese Hawkins, Larry Dawson, Peaser und andere, sind nicht die richtigen Männer für die Bruckfarm."

Coxton straffte sich.

„Für Peaser sage ich gut!" erklärte er schnell. „Er ist ein zuverlässiger Mann, der mir von meinem Chikagoer Geschäftsfreund empfohlen wurde. Er ist natürlich mit all den westlichen Sitten nicht so sehr vertraut und eckt daher manchmal bei den Leuten etwas an, aber sonst bin ich mit ihm sehr zufrieden."

„So, so!" sagte der Texaner und reibt sich nachdenklich das Kinn, „na, dann will ich von ihm nichts gesagt haben. Übrigens, haben Sie wieder einmal von dem geheimnisvollen Mann etwas gehört, der Ihnen Ihre sämtlichen Wertsachen abgenommen hat?"

Coxton fuhr überrascht auf und sah unsicher in das undurchdringliche Gesicht des Sheriffs.

Bisher hatte ihn die Scham immer noch abgehalten, dem Beamten Mitteilung davon zu machen.

„Das wissen Sie, Mister Riddle?" „Wer hat Ihnen das erzählt?"

Der Texaner zog gleichmütig die Schultern hoch.

„Ich weiß es wirklich nicht mehr, Mister Coxton. Einem Sheriff fliegt mancherlei zu. Er hört mal da und mal dort etwas. Aber da Sie keine Anzeige gemacht haben, hatte ich keinen Anlaß, mich amtlich damit zu befassen."

Coxton wußte nicht, was er antworten sollte. Jedenfalls war der Sheriff in Middletown in der letzten Minute erheblich in seiner Schätzung gestiegen. Man soll kleine Leute nicht verkennen.

Aber die große Überraschung kam noch.

Sie kam nicht vom Sheriff.

Nelly Smith, die Tochter des Postmeisters, brachte sie. Gerade in diesem Augenblick lehnte sie sich aus dem Fenster der Office und winkte dem Chikagoer zu.

„Hallo! Mister Coxton! Hier ist ein Paket für Sie! Obacht!"

Sie warf es, der Einfachheit halber gleich aus dem Fenster, dem Geschäftsmann zu. Denn es war nur klein, und die postalischen Gebräuche in Middletown waren ebenso rauh wie herzlich.

Coxton fing das seltsame Wurfgeschoß geschickt auf. Eine Ahnung war in ihm. Er entfernte die Hülle. Da war alles wieder: Die Brieftasche, das Geld, die Uhr, die Schlipsnadel, die Ringe — nichts fehlte, aber auch nichts.

Verblüfft starrte er auf die Sachen.

Sheriff Riddle kicherte trocken.

„Na, also, da ist ja der ganze Segen. Da muß einer Angst gekriegt haben."

Coxton sah den Texaner unsicher an.

„Verstehen Sie das, Sheriff. Ein nächtlicher Bandit, der seine Beute zurückschickt?"

Er war maßlos erregt.

Riddle blieb gleichgültig.

„Wenn Sie sich solange im Westen rumdrücken würden wie ich, Mister Coxton, würden Sie auch finden, daß alles möglich ist, sogar das Unmöglichste." „Vielleicht war es auch nur einer der üblichen Scherze der Weidereiter. Die Jungens bringen, wenn Sie guter Laune sind, noch ganz andere Sachen fertig."

Coxton steckte seine Wertgegenstände mechanisch an ihre Plätze.

„Sie haben recht, Sheriff, es wird schon so sein."

Sie schüttelten sich abschiednehmend die Hände. Aber während Coxton weiter durch die von der Sonne beschienene, staubige Mainstreet von Middletown dem „Amerikanischen Adler" zuschritt, war in ihm nur ein Gedanke.

Der nächtliche Raubüberfall war ärgerlich und beschämend gewesen, dies aber, diese Rücksendung der Sachen war mehr: es war eine Gefahr, eine Drohung.

*

Die Ankerkette des „Albatros" rasselte in den Grund.

„Endlich", sagte Georg Bruck mit einem tiefen Aufatmen. Vor seinen Blicken lag im gleichmäßigen Sonnenschein Georgetown, Hafen und Hauptstadt der britischen Kronkolonie Guayana.

Wieder schlug der schrille Lärm einer exotischen Hafenstadt an seine Ohren. Dutzende von Booten und Kanus, besetzt von lärmenden, schwatzenden, Waren anpreisenden Negern, Indios und Mischlingen umschwärmten das Schiff mit dem Sternenbanner. Eine Regierungsbarkasse mit wehendem Union Jack fegte heran.

Aber Georg Bruck interessierte die lärmende Stadt nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nächtliche Alligatoren-Jagd.

Von Otto Steiniger.

Als wir uns Leopoldina nähern, dem Ort am Araguaya-Strom im brasilianischen Bundesstaat Goyaz, herrscht dort bereits finstere Tropennacht. Aber Ramon, der Leiter unserer kleinen Gruppe, die im Araguayatal im Herzen Südamerikas Diamanten suchen und jagdbaren Tieren nachstellen will, ist von einer seltsam-fieberhaften Unruhe ergriffen. Er müsse unbedingt gleich noch heute nacht sein Jagdglück versuchen, behauptete er. Noch in dieser selben Nacht wolle er Alligatoren schießen, die den köstlichen Araguaya-Strom verpesten.

Ich sehe nicht ein, warum man ausgerechnet noch in dieser ersten Nacht den armen Krokodilen das Leben schwermachen soll. Schließlich sind wir alle von der langen Reise auf der holprigen Straße hundemüde. Es wäre gewiß vernünftiger, wir suchten uns zunächst eine schützende Bleibe aus, hängten dann unser Hängematten auf und schlügen uns in die Falle.

Alle Einwände helfen nichts. Es scheint, Freund Ramon muß — ob er will oder nicht — noch heute seinem Spürsinn folgen. Wie die meisten Brasilianer ist auch er — das wurde mir längst klar — ein Mensch rascher und übermächtiger Empfindungen. Wir einigen uns schließlich. Zuerst ilt es, eine Unterkunft zu finden und unsere Siebensachen zu verstauen. Dann wollen wir auf Alligatorenjagd ausziehen.

Das Ziel ist bald erreicht. In der Dunkelheit der Nacht kann man vom Ort nicht viel erkennen. Allerdings stellen wir schon jetzt fest, daß Leopoldina winzig klein und über die Maßen dürftig ist. Die Häuser sind niedrig, aus Lehm gebaut und mit Palmstroh gedeckt. Die Straßen sind ungepflastert und sandig.

Genau wie alle übrigen Häuschen dieses kleinen Ortes ist auch das unserige. Ein beinahe leerer Vorratsschuppen, der von der scharfen Ausdünstung getrockneter Tierhäute und großer Bündel aufgerollten Dörrfleisches mit schwerer Luft geschwängert scheint. In der Mauer sind mächtige Eisenhaken zum Befestigen der Hängematten eingelassen. Hier schlafen Männlein und Weiblein in breiten, bequemen Stoffmatten, die oft mit phantastischen Blumenmustern verziert sind.

Kaum haben wir unser Gepäck vom Wagen abgeladen und die Hängemattenschnüre angebracht, als Ramon uns schon treibt, die nächtliche Alligatorenjagd zu beginnen. Abseits von Leopoldina sind einige primitive Strohhüttchen aufgeschlagen, in denen Caraja-Indianer hausen, die besonderen Freunde unseres Kameraden. Mit ihnen hat er, wie er erzählt, manchen Jagdzug, manchen großen Fischfang gemeinsam unternommen. Den biederen Rothäuten gilt daher auch unser erster Besuch.

Im Schatten der Hütte steht einsam ein breitschultriger dunkler Mann. Pedrinho ist es — das Peterchen —, der Häuptling. In seiner ungestümen Art springt Ramon mit raschen Sätzen auf ihn zu, umarmt ihn und klopft ihm auf die Rückseite, wie es Sitte ist in Brasilien. Peterchen weicht zurück.

„Oh, Ramon", klagt der Indianer, „geh lieber fort von mir! Ich bin sterbenselend."

Wir ziehen ihn ins Mondlicht und erkennen, daß sein Gesicht mit häßlichen Flecken übersät ist, gräßlichen Pusteln, Pocken eben, die hier gerade herrschen. Ramon bemüht sich, seine und unsere Besorgnisse durch einige flinke, heroisch derbe Scherze zu zerstreuen. Ganz wohl ist ihm bei der Angelegenheit bestimmt nicht. Das Peterchen stellt uns aber einen seiner Leute zur Verfügung, um uns in einem Indianerkanu den Aragua hinaufzubringen, wo die Alligatoren hausen.

Die Fahrt auf dem nächtlichen Riesenfluß ist seltsam schön und die Mühen und Unbequemlichkeiten, die damit verbunden sind, wert. Der Indianer verstaut uns in dem schmalen, vier Meter langen Einbaumboot. Es ist aus einem jener festen Stämme herausgeschnitten, welche die Ufer dieser einsamen Ströme zieren. Das Kanu wird dann getrocknet und ausgebrannt und gibt eine starke, wenn auch schwankende Fahrgelegenheit. Am Schwanzende des Schiffleins hockt unser brauner Freund. In den Händen hält er ein breites Paddel, das gleichzeitig Ruder und Steuer ist. Mit kurzen, abgehackten Schlägen stößt er es ins Wasser und bringt das schmale Boot durch den reißenden Strom.

In der Nähe des Indianers sitzen Donna Batua — die Frau Ramons — und ich. Auf die Vorderhälfte verteilen sich der Jagdleiter Ramon und sein Freund Eusebio, der ge au vom gleichen Fieber ergriffen scheint. In den Händen ha ten sie ihre Waffen und beobachten gespannt die Uferböschung.

Donna Batua, die die Freuden nächtlicher Alligatorenjagd schon öfters genossen hat, macht mich, der ich in diesen Dingen gänzlich unerfahren bin, auf dieses und jenes aufmerksam. Sie tut es mit lehrhaft erhabenem und leicht überlegenem Ton, der einem Grünhorn wie mir gegenüber angebracht erscheint.

„Passen Sie nur scharf auf das Uferbuschwerk auf! Dort werden Sie zwei rötlich glänzende, feurige Lichter sehen — die Augen des Krokodils. Zwischen diese Augen müssen Sie haargenau zielen, wenn der Schuß wirksam sein soll!"

Nun, ich schaue und schaue, passe meines Erachtens wie ein Schießhund auf, kann aber noch nichts entdecken. Donna Batua ist schon bedeutend geschickter. Ehe ich überhaupt begreifen kann, was geschieht, bricht sie in einen unterdrückten kleinen Schrei aus, der wie das heisere Krächzen einer Eule klingt.

„Da", zischt sie, „da, sehen Sie die Augen?"

Leider sehe ich noch immer nichts. Ich ziere mich nicht, dieses Unvermögen offen einzugestehen.

„Was sehen Sie denn überhaupt?" fragte sie schnippisch.

Beim nächsten Male reiße ich die Augen denn auch sperrangelweit auf, wie mir befohlen worden ist. Und siehe da, diesmal entdecke ich tatsächlich die beiden kleinen, runden, merkwürdig kupferrot schimmernden Punkte, die, wie es heißt, die lüstern funkelnden Äuglein des Alligators darstellen. Es ist ein eigentümliches Gefühl, in der Finsternis so nahe einem gefährlichen Ungetüm zu weilen, das mit einem einzigen Schlag seines Schwanzendes unser Boot zerschmettern könnte. Erfreulicherweise zeigt das Krokodil nun aber nicht derart boshafte Gelüste.

Nun ist aber leider nicht immer der Kluge derjenige, der den Sieg davonträgt. Im nächsten Augenblick knallt nämlich ein Schuß. Ramon hat die große Donnerbüchse schweigend an die Achsel gelegt und abgefeuert. Dort, wo die eigentümlich rotglänzenden Punkte aufleuchten, ist jetzt ein verzweifeltes Poltern und Toben. Ein schwerer Riesenkörper schleudert in rasendem Wirbel um sich selbst. Bald aber ist alles still. Still wie die Nacht um uns, die große Nacht des Araguaya. Vor unserem Kanu treibt der riesige entseelte Leib eines ausgewachsenen Krokodils, seinen hellen Bauch den Sternen zugewendet.

Maurermeister zwei Millimeter groß.

Staunender Blick in unbekannte Lebenswunder.

Von Dr. Robert Nachtwey.

Einer unserer bedeutendsten Mikroforscher, Dr. Nachtwey, der durch sein schönes Buch „Wunderbare W lt im Wassertropfen" sehr bekannt wurde, bringt soeben ein prachtvoll bebildertes neues Werk „Unsichtbare Lebenswunder" heraus, dem wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus-Leipzig folgenden Vorabdruck entnehmen:

Wer einmal über Naturwunder staunen will, der braucht nicht weit zu reisen, sondern nur Rädertierchen durch ein Mikroskop anzuschauen. Wie sie mit ihrem Wimperkranz-Propeller durch das Wasser sausen, mit der Gewandheit eines Jongleurs ihre Nahrung aus den wirbelnden Fluten auffangen und im Kauapparat zermalmen. Wie in einem solchen Körperchen, das nur ein zehntel oder vielleicht ein zwanzigstes Millimeter groß ist, viele verschiedene Organe sinnvoll miteinander arbeiten. Die meisten Rädertierchen sind unermüdlich wanderlustige Abenteurer, die am liebsten immerfort als richtige Weltenbummler des Wassertropfens umherschweifen. Einzelne Arten sind jedoch zu seßhaften, soliden Handwerkern geworden und bauen sich mit viel Fleiß und Ausdauer ein prächtiges Häuschen.

Da sehen wir ein grünes Blättchen von einem Wassermoos. In einem stillen, verträ ımten Teich ist es unter dem Wasserspiegel gewachsen und zweieinhalb Millimeter lang.

Dieses Blättchen haben zwei kleine Baumeister als festen Grund für ihr zierliches Heim ausersehen. Jeder von ihnen hat sich ein blitzsauberes, schneeweißes Röhrchen erbaut, in das er sich bei drohender Gefahr schnell zurückziehen kann. Werden sie nicht beunruhigt, so strecken sie ihre Köpfchen heraus und lassen ihre Wimperkränze wie rasende Räderchen wirbeln, um Nahrung herbeizustrudeln.

Ihr Häuschen haben sie mit viel Fleiß und großer Kunstfertigkeit in tagelanger Arbeit hergestellt. Zuerst sonderte ihre Haut eine durchsichtige Gallertmasse ab, die als ein ganz kurzes Röhrchen den Baumeister umgab. Der aber begann sich nun eifrig als Maurer zu betätigen. Mit seinem Wimperkranz fing er winzig kleine, weiße Quarzsplitterchen ein, wie sie als feine Trübung im Wasser schweben, und klebte sie ganz ordentlich und dicht nebeneinander von außen an das Gallertröhrchen. Inzwischen aber war er selbst ein weniger länger geworden und setzte deshalb einen neuen Gallertring als zweites Stockwerk auf, um ihn dann abermals ganz sorgfältig einzumauern. Da sich diese vielseitige Arbeit noch manches Mal wiederholte, so wuchsen die beiden schlanken Bauwerke in einigen Tagen zu ihrer endgültigen Größe heran. Als Mauersteinchen wurden nur ganz reine, schneeweiße Kieselstäubchen verwendet. Deshalb blitzt das Röhrchen vor Sauberkeit und sieht aus, als wäre es aus Meißener Porzellan gefertigt.

Diese kleinen Baumeister haben auch eine besondere Vorliebe für friedliche Geselligkeit. Wenn einer von ihnen ein reifes Ei hervorgebracht hat, so wird es nicht einfach in die feindliche Welt hinausgestoßen, sondern mit Sorgfalt und Geschick dem Röhrchen außen angeheftet. Der ausschlüpfende Sprößling aber handelt so, als ob er diesen zarten Wink seiner Mutter recht gut verstanden hätte; denn er schwimmt niemals weit fort, sondern baut sein Häuschen dicht neben die mütterliche Wohnung.

Es gibt einen besonders geschickten Maurermeister unter den Rädertierchen, der handelt nach dem Wahlspruche „Selbst ist der Mann!" und stellt sich alle seine Bausteine im eigenen Betriebe her. Eine kleine Ziegelei hat er sich eingerichtet, und es gelingt ihm, ein vorzügliches Baumaterial selbst zu erzeugen. Wer sich eine besonders erlesene Augenfreude verschaffen will, der durchforsche die Unterseite von Schwimmblättern der Teich- oder Seerosen, wo das interessante Geschöpf häufig zu finden ist. Seine Röhrchen sind immerhin anderthalb bis zwei Millimeter lang und deshalb schon mit bloßem Auge zu erkennen. Sein rotbraunes Häuschen ist mit großer Sorgfalt aus ganz gleichen, eigenartig geformten Bausteinen zusammengekittet.

Wenn wir wissen wollen, wie dieser temperamentvolle Baumeister sein kunstvolles Haus herstellt, so müssen wir schon recht gut aufpassen. Ein einzigartiges Schauspiel rollt vor unseren Augen ab: ein zwei Millimeter großes Wesen baut sich ein Haus und stellt die dafür benötigten Steine in eigener Werkstatt her. Die vom Wimperorgan herangestrudelten Teilchen werden sehr schnell in Nahrungsmittel und Baumaterial gesondert. Während alles Nahrhafte in die Mundöffnung strudelt, gelangt das Baumaterial auf einen besonderen Fortsatz des Räderorgans, den wir „Lippe" nennen wollen. Diese „Lippe" geleitet die Baustoffe in ein kleines halbkugelförmiges Grübchen, das von schlagenden Wimpern ausgekleidet ist. In dieses Grübchen hinein mündet auch eine besondere „Kittdrüse". Sie scheidet eine Substanz aus, die alle winzigen Teilchen des Baumaterials augenblicklich zusammenklebt. So entsteht ein plastischer Baustoff, der sich kneten läßt. Durch den Schlag der Grübchenwimpern wird diese Masse nun wie auf einer Töpferscheibe in schnelle Umdrehungen versetzt und rund gearbeitet. Alsbald formt sich schon ein zierliches Kügelchen.

Wenn wir recht gut aufpassen, sehen wir auch, wie das Grübchen sich ein wenig zusammenzieht und aus dem Kügelchen einen kurzen Zylinder herstellt. Immer wird das eine Ende des Säulchens schön halbkugelförmig abgerundet. Damit ist das winzige Bausteinchen fertig, und wir müssen sagen, daß es wirklich sehr sorgfältig und feinfühlig gearbeitet ist. Der kleine Meister kann seine „Lippe" auch als „Hand" gebrauchen. Das Organ besitzt nämlich einen unteren Fortsatz und kann damit sehr geschickt wie mit zwei „Fingern" das fertige Bausteinchen greifen und aus dem Grübchen herausheben. Einen Augenblick wird es so in der Schwebe gehalten, und in diesem Moment gleiten zwei schlanke „Taster" über den Rand des Röhrchens hin und stellen fest, wo der neue Stein eingesetzt werden muß. Schon in der nächsten Sekunde arbeitet wieder die „Lippe" mit großer Gewandtheit, legt das Bausteinchen genau an der richtigen Stelle in das Mauerwerk ein und klebt es dort mit sanftem Druck an.

So zünftige Maurerarbeit kann ein Rädertierchen leisten, ein winziges Geschöpf von anderthalb bis zwei Millimeter Länge! Wer diesem Schauspiel einmal beiwohnte, wird es sicherlich niemals vergessen.



Bunte Chronik



Rekordflug der Schimmelpilze.

Beträchtliches Aufsehen hat in wissenschaftlichen Kreisen Amerikas der Nordweststurm erregt, der gewaltige Mengen von Schimmelpilzsporen mit sich führte. Die ersten Beobachtungen hatte man in Minneapolis (Minnesota) gemacht. Der auffällig hohe Gehalt der Luft an den Sporen wurde dann in allen meteorologischen Stationen Südminnesotas bis zur atlantischen Küste und zum Golf von Mexiko festgestellt. Der Normalzustand zeigte sich bis auf das Hundertfache verändert. Vor allem verblüffte die Kürze der Zeit, in der riesige Strecken von der „Wolke" zurückgelegt wurden. Innerhalb vierundzwanzig Stunden wanderte sie von Minneapolis nach Oklahama-Stadt und Newyork. Im Laufe des folgenden Tages und der Nacht trat sie bereits über Stationen der Westküste und über Neu-Orleans an der Mississippi-Mündung auf. Wer die Bedeutung dieser Lebewesen als Krankheitserreger sonderlich im Körper des überempfindlichen kennt, vermag auch die Bedeutung dieses Geschehnisses zu ermessen.

Seifenstein aus dem Meere.

Unentmutigt arbeiten die Forscher an der Aufgabe, das gewaltige Meer als Rohstoffquelle zu erschließen. Manche Meldung, die von einer großartigen Erfindung berichtete, hat sich als verfrüht erwiesen. Immerhin konnten bereits Erfolge erzielt werden. Man gewinnt Brom und Magnesia aus der See, was vor allem in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschieht. Und die Japaner teilen neuerdings mit, es sei ihnen gelungen, aus dem Seewasser kaustische Soda herzustellen, den Seifen- oder Sodastein, der sich in der Industrie außerordentlicher Beliebtheit erfreut. Zur Seifenbereitung, zur Herstellung von Natronwasserglas, zur Gewinnung von Kraftfutter, zur Reinigung des Wassers und zu vielen anderen Dingen ist die kaustische Soda zu verwenden. Immerhin wird eine Bestätigung der japanischen Meldungen und Versuche abzuwarten sein.



Lustige Ecke



Die energische Ehehälfte.



„Noch ein Wort, Wolfgang — und ich bin Witwe!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.